Der Gestalter Klaus Winterhager

Biografie in Einzelbildern

von Stefan Kappner

biografika

©2018, Stefan Kappner
biografika Verlag, Idstein
www.biografika.de
Buchsatz: biografika, unter Verwendung von LaTeX
Cover-Gestaltung: Charly Steiger, Frankfurt am Main,
in Anlehnung an die grafische Arbeit „8. Mai“ von Klaus Winterhager
Illustrationen: Klaus Winterhager
Druck und Vertrieb: tredition GmbH, Hamburg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und das öffentliche Zugänglichmachen.

ISBN 978-3-947694-00-6

Inhalt

Vorwort ix

1 Hitler in Dessau 1

2 Kinderzeichnungen 3

3 Lennep – Dessau – Remscheid 5

4 Zerstörung 7

5 An der Straßenbahn 9

6 Familienbild 11

7 Ausflüge 15

8 Herr Schaub und Herr Boysen 17

9 Frühreif 19

10 Stadtrundfahrt 23

11 Fünf Kanadier 29

12 Das Glück des Zeichners 39

13 Kindersoldaten 41

14 Stenografie 45

15 Lebende Modelle 47

16 Durst 53

17 Abendkurs 55

18 Aufnahmeprüfung 57

19 Unter Kollegen 59

20 Aus gutem Hause 63

21 Meisterschüler 65

22 Gute Aussichten 75

23 Ins Grüne 79

24 Einbrecher 81

25 Mörder 83

26 Killer-Klischee 89

27 Drei Zeitgenossen 93

28 Zanders Feinpapiere 97

29 Freie angewandte Grafik 101

30 Hochschullehrer 105

31 Entscheidend 109

32 „Mein Haus hat nur ein Zimmer“ 113

33 Scarpati 117

34 Automobile 121

35 London Road 123

36 Zeichen und Ding 129

37 form 133

38 Kulturchronik 139

39 Friederike 145

40 abstrakt 147

Anmerkungen 149

Vorwort

„Wenn ich einen Architekten damit beauftragte, mein Haus zu bauen“, sagte Klaus Winterhager, „würde ich ihm weder vorschreiben, wie es auszusehen hat, noch wie viele Zimmer es haben soll. Er bekäme den Auftrag doch nur, weil ich seinem Urteil vertraute. Oder anders gesagt: Weil er es besser plante, als ich es selbst könnte. Warum also sollte ich, der in diesem Metier weniger Versierte, dem Architekten hineinregieren?“ Klaus Winterhager saß neben mir, in einem Aufenthaltsraum des Justina-von-Cronstetten-Stifts im Frankfurter Westend. Das große, frisch renovierte Zimmer, durch dessen überbreite Tür sich sein Rollstuhl bequem schieben ließ, verfügte sowohl über eine Einbauküche als auch einen Lesesessel mit Stehlampe. Es schien seine Bestimmung noch nicht gefunden zu haben. Vor dem Fenster ein mehrstöckiges Gebäude im Rohbau. Auf diesem Baugelände, so erfuhr ich, habe vor wenigen Jahren noch das Bürohaus des Suhrkamp Verlags gestanden, nur einige Meter weiter unten auf der Lindenstraße.

Die Tochter, Friederike, hatte ihren Vater von Wuppertal hierher geholt, in dieses Altenpflegeheim, das sich tatsächlich so nennt – nicht „Seniorenresidenz“ oder gar „Seniorenpark“ – und sich in Laufnähe ihrer Wohnung befindet. Sie war es auch, die mich gebeten hatte, die Erinnerungen ihres Vater, des Gestalters und Professors für Grafik-Design an der Bergischen Universität Wuppertal aufzuschreiben. Ich führte Interviews und tippte die Aufnahmen ab. In der Regel überlasse ich das Abtippen einer schnelleren Schreibkraft. Dieses Mal war das nicht möglich, denn schon im Gespräch war

der Erzähler schwer zu verstehen gewesen, die Konsonanten blieben häufig aus oder waren nur schwach artikuliert, ähnlich wie man es von Schlaganfallpatienten kennt. Ich musste mich einhören. An zwei Interview-Tagen saßen wir nicht im Aufenthaltsraum, sondern in Klaus Winterhagers Zimmer, das wegen eines riesigen Metall-Planschrankes enger war, als Altenheimzimmer es ohnehin meistens sind. Eine nach der anderen zogen wir die vielen Schubladen des Schranks heraus, die Zeichnungen und Plakaten Schutz boten – dass einige dennoch geknickt und beschädigt worden waren, lag am Transport von Wuppertal nach Frankfurt. Ich erlebte eine besondere Werkschau, denn nicht nur ich, der kaum vorgebildete Betrachter, war ahnungslos, auch der Künstler und seine Tochter wussten nicht, was in der jeweils nächsten Schublade lag. Für eine Inventarisierung war keine Zeit geblieben. Ein weiterer Planschrank, hieß es, befände sich in einem Lagercontainer in Wuppertal.

Nach fünf Besuchen, etwa neun Stunden Aufzeichnungen, von denen ich um die hundert Seiten transkribiert hatte, schrieb ich Entwürfe, Titelvorschläge und Probekapitel, die Klaus Winterhager nun partout nicht kommentieren mochte. Statt dessen erklärte er mir noch einmal das Berufsverständnis, dass er in seinen Jahren als freier Grafiker entwickelt hatte, und von dem er auch in schwierigen Situationen niemals abgerückt war. Ich verstand ihn gut, schon beim ersten Mal glaubte ich seine Arbeitsweise verstanden zu haben, und doch begriff ich erst jetzt den Ernst und die Konsequenz, mit der er sich diesem Prinzip verpflichtet wusste, dem Prinzip nämlich, dass die Qualität einer künstlerischen Arbeit – auch wenn es sich um sogenannte Gebrauchsgrafik handelt, die im Auftrag und wegen eines Zweckes entsteht – nur vom Künstler selbst beurteilt werden kann. Dass dieser kein Werkzeug in den Händen des Auftraggebers sein soll, sondern in der Ausführung frei bleiben muss: „Wenn ich einen Auftrag be-

kam“, erklärte er, „dann habe ich autonom gehandelt. Ich habe nicht mehrere Entwürfe angefertigt und gefragt, welcher zusage oder genehmigt werde. Was ich entwarf und für gut befand, setzte ich um. Äußerte ein Auftraggeber Zweifel, gefiel ihm irgendetwas nicht, spielte das keine Rolle. Das ist ja nicht für Sie, sondern für die Leute, die es sich ansehen sollen, sagte ich.“ Es kam darauf an, Auftraggeber zu finden, die dieses Prinzip akzeptierten. Wollte jemand auf das Wie seiner Arbeit Einfluss nehmen, bemühte sich Winterhager, das Vertragsverhältnis schnellstmöglich zu beenden. Obgleich sonst eher verhalten: Hier scheute er keinen Konflikt. Aus diesem Verständnis heraus also – nun von der Seite des Auftraggebers – weigerte sich Klaus Winterhager, auszusprechen, was er von meinen Entwürfen hielt. Nicht ihm müsse es gefallen, sondern dem Leser. Ich bemühte mich, zu erläutern, dass sich sein Prinzip der freien Ausführung nicht recht auf meine Arbeit als „biografischer Helfer“ übertragen ließe, schließlich verstünde ich mich als Mittler, sehe den Erzähler als eigentlichen Autor an. Darum solle er auch die Entscheidungsgewalt behalten über das, was zuletzt geschrieben stehe. Doch mein Einwand überzeugte ihn nicht. Klaus Winterhager verwies auf die schlichte Tatsache, dass ich es sei, der diese Kapitel zu Papier gebracht habe, nicht er, also sei ich der Autor. Selbst die Idee einer Ko-Autorschaft – er Erzähler, ich Formulierer – mochte er nicht akzeptieren. Deshalb solle ich in der dritten Person schreiben, selbstverständlich nicht in Ich-Form, es handle sich eben nicht um eine Auto-Biografie, sondern um eine Biografie auf der Basis von Interviews, Recherchen und wenigen sonstigen Zeugnissen, wie den Schnappschüssen seiner Kinderzeichnungen, während der Durchsicht schnell mit dem Smartphone geknipst. Was ich von ihm schreibe, solle ich so schreiben, wie ich es für richtig hielte. An korrekten Fakten sei er selbstverständlich interessiert, dafür sähe er den fertigen Text gerne durch.

Dass er mit dieser Weigerung, sich in Teilen auch als Autor zu verstehen, einem kompletten Genre und einer gängigen Praxis – unter Auftraggebern, Autoren und Verlegern – eine Absage erteilte, störte ihn nicht: In diesem Moment war er ganz Professor, ganz Autorität. Ich glaubte keinen Augenblick daran, ihn umstimmen zu können.

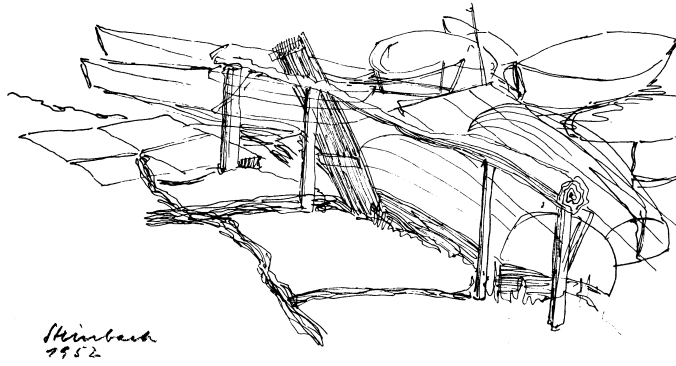
Im November 2015 hatte ich die erste Fassung fertig und schickte sie ihm. Er sah sie durch und schrieb Anmerkungen an den Rand, wie er es versprochen hatte, tatsachenbezogen und recht knapp. Die Aphorismen aus seiner Feder, die ich an den Anfang vieler Kapitel gestellt hatte, strich er heraus. Um die letzten offenen Fragen zu klären, vor allem den Titel und die Frage, in welchem Umfang Bilder mit aufgenommen werden sollten, vereinbarten wir einen Termin im Altenheim, leider erst für den 8. Januar, die Weihnachtszeit mit ihren vielfachen Verpflichtungen schob sich dazwischen. An Silvester wurde Klaus Winterhager ins Krankenhaus eingewiesen, von Tag zu Tag war er schwerer zu verstehen, am 7. Januar 2016 starb er. Winterhager wurde 86 Jahre alt. Alle Verben, die sich auf ihn bezogen, mussten jetzt ins Präteritum gesetzt werden.

Die Biografie, die vorliegt, verzichtet nun darauf, Klaus Winterhagers Erinnerungen zu einer fortlaufenden Erzählung zu verknüpfen und damit Lücken zu schließen, die er im Interview nicht ohne Grund offen ließ. Eine romanhafte Behandlung schien mir ohne Klaus Winterhagers Ko-Autorschaft unangemessen, dabei wären mir seine Erinnerungen zum Vehikel für eigene Deutungen geworden. Statt Deutungen vorzunehmen, sollen sie ermöglicht werden, indem wie in einer Ausstellung Momentaufnahmen, Episoden, Fakten und Querschnitte gereiht werden, ergänzt durch Querverweise und Ausblicke: eine Biografie „in Einzelbildern“, wie der Untertitel formuliert. Man könnte auch sagen: biografische Skizzen, die in lesbarer Form möglichst nah

an dem bleiben, was tatsächlich zur Sprache kam. Ich ging vom Grundsatz aus, dass Winterhagers erzählende Auswahl auch in solchen Fällen sinnvoll war, in denen ich diesen Sinn nicht unmittelbar nachvollziehen konnte. Warum antwortete er mir, gefragt nach seiner politischen Einstellung, mit Geschichten von scheinbar zufälligen persönlichen Begegnungen? In Kapitel 27 erzähle ich drei von ihnen nach, auch wenn ich keine bündige Antwort geben kann.

Wie dankt man einem Verstorbenen? Indem man die Erinnerung an ihn wachhält. Ich hoffe, dieses Buch trägt dazu bei. Klaus Winterhagers Tochter Friederike danke ich für ihr Vertrauen, ihre Mithilfe am Text und für den überraschenden und bereichernden Einblick in die alltagsnahe und geschichtshaltige Kunstgattung Grafikdesign, der mir durch ihre Vermittlung gewährt wurde. Dem Leser möchte ich zuletzt versichern, dass der Autor der folgenden Seiten Stefan Kappner heißt: Ihm allein sind ihre Schwächen anzulasten.

Idstein im Mai 2018,
Stefan Kappner


Steinberg
1952

Hitler in Dessau 1

Der schwarze Mercedes-Benz rollt gemächlich über Straßen, die von Tausenden jubelnder Menschen gesäumt werden. Die Fenster der Häuser geöffnet, Schaulustige beugen sich heraus. Ordner verteilen Hakenkreuzfähnchen aus Papier. In der Menge steht ein kleiner Junge, ein Volksschuljunge, der erst lernen möchte, was es in der Welt gibt, der eines aber schon weiß: Ein Oben gibt es, und ein Unten. Dort, wenige Schritte vor ihm: Hitler, der Führer, der alles bestimmende Mann, der ganz oben steht. Von dieser Szene berichtete mir Klaus Winterhager zuallererst, noch bevor sein gestalterisches Talent zur Sprache kam. Sie spielt in Dessau, Gauhauptstadt des Gaus Anhalt-Magdeburg, dessen monumentales Theater im Nazistil am 29. Mai 1938 eröffnet wurde. Der „Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda“ Joseph Goebbels hielt die Rede. Hitler, Himmler und Göring saßen im oberen Rang. Zur propagandistischen Inszenierung des Eröffnungstags gehörten militärische Aufmärsche in der geschmückten Stadt und eine Ehrentribüne, an der Hitlers Mercedes-Limousine vorbeifuhr. Höchstwahrscheinlich war es diese Parade, an die sich Klaus Winterhager erinnerte. Dann wäre er neun Jahre alt gewesen. Einige Monate später würde die Familie Dessau wieder verlassen. Wie wirkte der Diktator auf den Jungen, der beobachtete, statt zu jubeln? „Enttäuschend.“ Bis auf den rechten Arm, den er in regelmäßigen Abständen zum „deutschen Gruß“ erhob, die Ovationen des Volkes entgegen nehmend, blieb Hitler unbeweglich, seine Mine von einer Starrheit, die Männlichkeit und Stärke karikierte. Die Figur im Paradewagen „hätte auch aus Wachs

sein können. Ein Mensch ohne Eigenschaften“. Im Kontrast dazu: Die Begeisterung der Masse – echt oder opportunistisch vorgetäuscht –, die nicht zu sehen schien, was der Junge sah. Die einer Wachsfigur huldigte.